

Alois Vock : 1785-1857

Autor(en): **Boner, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **65 (1953)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-62498>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

agogische Leistungen». Feer gab das ihm liebgewordene Lehramt nur auf, weil es mit einer neuen, höheren Würde, derjenigen eines Mitgliedes des kantonalen Appellationsgerichts (Oberrichter), unvereinbar war. Zu dieser Stelle war er wie kein anderer durch seinen unerschütterlichen Gerechtigkeitssinn berufen. Dies nach dem Urteil von ALBRECHT RENGGER, der dem Freunde und Kampfgenossen die Treue übers Grab hinaus bewahrt hat. Als Jakob Emanuel Feer am 23. Juni 1833 in Aarau starb, schrieb RENGGER über den von ihm verfaßten Nachruf im «Aarauer Tagblatt»: «Sein Leben war Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe.»

Quellen

Jugenderinnerungen von Jakob Emanuel Feer (Manuskript). – EDUARD FEER, *Geschichte der Familie Feer in Luzern und im Aargau*. 1934. – RUD. LUGINBÜHL, *Philipp-Albert Stapfer*. 1888. – FERDINAND WYDLER, *Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger*. 1847. – E. JOERIN, *Der Aargau 1798–1803*. Argovia 1929. – SAMUEL HEUBERGER, *Die Revolution in Brugg 1798*. Brugger Neujahrsblätter 1898. – LEOPOLD FROELICH, *Pfarrer J.E. Feer von Brugg*. Brugger Neujahrsblätter 1928.

EDUARD FEER

Alois Vock

1785–1857

«Der Sturm, der fast in allen Weltteilen raste, Kronen von den Häuptern wehte, Staaten entwurzelte und Staaten gründete, hatte ohngeacht seiner grausen Gestalt mitunter noch tröstende Ansichten. Unter hunderten auch diese: Durch ihn zerfloß der Nebel, der Jahrhunderte lang dem Schweizer-Jünglinge ohne glänzende Herkunft den Gesichtspunkt für künftige Versorgung umdüsterte, Kraftgefühl und der Tätigkeit rasche Triebe in höher strebenden Seelen erstickte und uns alle im Geleise der Vorwelt einhergehen hieß. Nun dämmt in Städten und Dörfern ein schönes Licht, wohltätig für Gegenwart und Zukunft, das Licht der Ausbildung und Veredlung der Seelen- und Leibeskräfte...» So beginnt das Schreiben, durch das der junge VOCK im Herbst 1805 der aargauischen Regierung seine Dienste anbot. Als er, Johann Josef Alois Vock, am 19. Mai 1785 in Sarmenstorf als zweitjüngstes Kind des unteren Müllers das Licht der Welt erblickte, war seine engere Heimat, das untere Freiamt, noch gemeinsames Untertanenland der eidgenössischen Orte Zürich, Bern und Glarus. Wir hören es aus dem Briefe des Zwanzig-

jährigen heraus, wie er den 1798 eingetretenen Umschwung zugleich als persönliche Befreiung, als ein Sichauftun für ihn bisher verschlossener Türen empfand. Aus dem ganzen Schreiben spricht schon, wie später aus dem Wirken des reifen und des alternden Mannes, entschieden republikanische Gesinnung, der Wunsch, seine Kräfte ganz dem geliebten Vaterlande zu widmen. Vaterland war ihm vor allem der junge aargauische Staat. Als dessen Bürger fühlte er sich, obgleich seine Freiämter Heimat damals noch nicht drei Jahre dazu gehörte. «Stellen Sie mich auf den Posten, wo Ihre Weisheit und Ihr Scharfblick mich am tauglichsten glaubt, wo ich am weitesten hinaus wirken oder zu höherem Wirken mich bilden kann», bat er die Regierung.

Zur Zeit, da Vock dies schrieb, hatte er eben seine Gymnasial- und einen Teil der Lycealstudien in Solothurn mit Auszeichnung beendet. Dort wirkte seit langem sein priesterlicher Oheim, der allgemein angesehene Professor Franz Xaver Vock (1752–1828). Dessen Obhut war Alois, bald nachdem er als Neunjähriger seinen Vater verloren, anvertraut worden. In Solothurn hatte er den Umsturz von 1798 und die Anfänge der politischen Neugestaltung des Vaterlandes erlebt. Noch war sich Vock, wie es scheint, nicht völlig klar über seine Berufswahl, als er aus Solothurn heimkehrte. Er mag daran gedacht haben, einmal an einer höheren Lehranstalt seines Heimatkantons zu wirken. Aus welchen tiefsten Gründen er sich dann endgültig entschloß, die in Solothurn begonnenen theologischen Studien zu Ende zu führen und Priester zu werden, bleibt uns um so mehr verborgen, als es seiner Art nicht entsprach, über seine innersten religiösen Gesinnungen und Gefühle sich zu äußern oder gar bei seinen Mitmenschen als besonders fromm erscheinen zu wollen. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß er von einer ehrlichen Frömmigkeit beseelt war. Natürlich trug diese durchaus das Gepräge seiner verstandesscharfen, temperamentvollen und auf Tätigkeit eingestellten Persönlichkeit und war, wie wir sehen werden, wesentlich von den geistigen Einflüssen seiner Studienzeit mitgeformt. Neben den religiösen Beweggründen ist bei Vocks Berufswahl sicherlich besonders der Gedanke ins Gewicht gefallen, gerade als Priester «am weitesten hinaus» und am tiefsten erzieherisch wirken zu können, dann auch die Hoffnung, daneben noch Zeit zu finden für wissenschaftliche Arbeit. Kirche, Schule und Wissenschaft waren es jedenfalls, denen, neben der Politik, Vocks Denken, Sorgen und Wirken bis zum Lebensende hauptsächlich galten.

Aus Solothurn heimgekehrt, wandte sich Vock zur Vollendung des Studiums der Theologie im Herbst 1805 zunächst nach Konstanz, wo, wie in Solothurn, ein aus einem Jesuitenkollegium hervorgegangenes Lyceum bestand. Ein Jahr später bezog er die Universität Landshut. In Konstanz trat er dem um ein Jahrzehnt älteren Generalvikar IGNAZ HEINRICH VON WESSENBERG freundschaftlich nahe. Vock hat die religiösen und kirchenrechtlichen Ideen Wessenbergs weitgehend zu seinen eigenen gemacht. Bedeutender und für die innere Regeneration des Katholizismus im deutschen Sprachgebiete fruchtbarer war die Persönlichkeit, zu deren zahlreichen Schülern Vock an der Universität Landshut gehörte: JOHANN MICHAEL SAILER, der spätere Bischof von Regensburg. Ihm ist Vock indessen nicht so nahe gekommen wie dem Konstanzer Generalvikar. Zwar erhielt Vock gelegentlich den Besuch Sailer's. Er besaß viele seiner Werke, empfing von ihm auch Briefe, und in seiner Wohnung stand dessen Büste; er schätzte den «höchst uneigennützig, liebereichen Sinn» und namentlich die früheren Leistungen seines Lehrers im Fache der katholischen Theologie. Aber dem alternden Sailer stand er kühler gegenüber und er wollte nicht zu dessen engerem Schülerkreis, zum «Schweif», wie er einmal sagte, gerechnet werden. Gegen den Luzerner Chorherrn JOSEF WIDMER, den schweizerischen Lieblingsschüler und Herausgeber sämtlicher Schriften Sailer's, mit dem Vock in jüngeren Jahren sich befreundet hatte, bekundete er später Abneigung, weil dieser sich schließlich, wie andere Sailer-Schüler und auch Sailer selbst, einer strengeren kirchlichen Richtung zuwandte. Vock blieb den Ideen wie der Person Wessenbergs durch ein halbes Jahrhundert hindurch bis zu seinem Tode treu. Seine Briefe an Wessenberg sind ein aufschlußreiches Zeugnis einer wohl nie ernstlich getrübtten Freundschaft und Geistesgemeinschaft. Vock wird überhaupt als der bedeutendste Aargauer Geistliche Wessenbergscher Richtung angesehen werden müssen.

Nach einjährigem Aufenthalt in Landshut, wo er nicht nur Theologie und – beim febronianisch gesinnten ANTON MICHL – Kirchenrecht und Kirchengeschichte studiert, sondern auch die anregenden Vorlesungen des Altphilologen FRIEDRICH AST und des protestantischen Historikers FRIEDRICH WILHELM BREYER gehört hatte, kehrte Vock über Konstanz in die Heimat zurück. Am 10. November 1807 wurde er in Luzern durch Nuntius Testaferrata zum Priester geweiht. Zunächst hatte er während einiger Monate in Sarmenstorf selbst Gelegenheit, sich als Kaplan in die

Seelsorgepraxis einzuarbeiten. Gleichzeitig finden wir ihn in eifriges Studium der Heiligen Schrift und der allgemeinen Kirchengeschichte vertieft. Einen damals geschriebenen Aufsatz *Idee über das Studium der Theologie* sandte er an Wessenberg. Schon das Jahr 1808 sah den erst dreiundzwanzigjährigen Vock in der Stellung eines Pfarrers der katholischen Diaspora-Gemeinde in Bern. Die Betreuung dieser seit knapp einem Jahrzehnt bestehenden Pfarrei, als deren erster Seelsorger P. GREGOR GIRARD, der berühmte Pädagoge, geamtet hatte, war nicht leicht und erforderte Klugheit. Daß man Vock dieses Amt übertrug, zeugt vom Vertrauen, das dem jungen Priester entgegengebracht wurde. Doch waren die Möglichkeiten des Wirkens für einen so vielseitig veranlagten und tätigen Mann in der ganz reformierten Stadt zu beschränkt, als daß er lange Jahre hätte dort bleiben wollen. Wertvoll war es für ihn, daß er mit verschiedenen in Bern residierenden Gesandten persönliche Beziehungen anknüpfen konnte. Schon seine guten Sprachkenntnisse ebneten ihm dazu die Wege. Diese Beziehungen sollten ihm bald von Nutzen sein.

Vorerst allerdings ging er, nach nur einjähriger Wirksamkeit, von Bern weg. Durch Sailer und Wessenberg an den sanktgallischen Staatsmann Müller-Friedberg empfohlen, erhielt er im Herbst 1809 aus Sankt Gallen den Ruf, die Leitung des katholischen Gymnasiums zu übernehmen. Vock sah sich damit vor die schwere Aufgabe gestellt, diese eben neu gegründete staatliche Schule recht eigentlich zum Leben zu erwecken und ihr die Richtung zu weisen. Er fand für seine Arbeit als Rektor wie als Lehrer in Religion, Philosophie und alten Sprachen bei den maßgebenden Organen bald verdiente Anerkennung. Die Schule blühte rasch auf. Nachmals berühmte Männer wie Landammann GALLUS JAKOB BAUMGARTNER saßen als Schüler zu seinen Füßen. Dieser urteilte später über ihn: «Vock war ein trefflicher Mann, aber seinem Wesen und Auftreten nach mehr Weltmann als Priester. Daher wurde denn auch das Religiöse, namentlich das spezifisch katholische Moment, in dieser Schule katholischer Fundation nicht genugsam gepflegt.» In den Reden am Schuljahresende hat sich Vock jeweilen über seine Erziehungsgrundsätze ausgesprochen. Die 1811 gehaltene bemerkenswerte Ansprache *Über den Geist der Gymnasialbildung* brachte Wessenberg, mit einer eigenen Einleitung versehen, im Jahre darauf, um ihr weitere Verbreitung zu geben, in seinem «Archiv für die Pastoralkonferenzen in den Landkapiteln des Bistums Konstanz» nochmals zum Abdruck. Nur drei

Jahre blieb Vock in Sankt Gallen. Die doppelte Last der Schulleitung und des Unterrichtes wurde ihm schließlich zu schwer. Mißhelligkeiten zwischen ihm und Leuten, mit denen er zusammenarbeiten mußte, gesellten sich dazu. Im Sommer 1812 verließ er den Schuldienst. Was jedoch bis in das Alter in ihm lebendig blieb, das war ein ungewöhnlich reges Interesse am Schulwesen.

Sein Lebensweg führte ihn nach dem Weggang von Sankt Gallen ein zweites Mal nach Bern. Er übernahm dort die gut besoldete Stelle eines Hofmeisters und Erziehers des fünfjährigen Söhnchens des französischen Gesandten AUGUST TALLEYRAND. Das neue Amt ließ Vock genügend Zeit, sich intensiver wissenschaftlicher Arbeit hinzugeben. Vor allem betrieb er das Studium der orientalischen Sprachen. Er tat es mit um so größerem Eifer, als die Aussicht bestand, daß Talleyrand bald als Gesandter Napoleons nach Konstantinopel gehen und Vock ihm als Sekretär und Dolmetscher dorthin folgen werde. Seine nunmehrige Stellung suchte Vock zugleich zugunsten der kirchlichen Neuordnung der Schweiz, wie er und sein Freund in Konstanz sich dieselbe dachten, auszuwerten. Er erscheint in diesen Monaten als Mittelsmann zwischen Wessenberg und dem französischen Gesandten. Mit dessen Hilfe hofften sie den von den Urkantonen ausgehenden und von der Nuntiatur in Luzern begünstigten Bestrebungen, die auf die Lostrennung der Schweiz vom Bistum Konstanz abzielten, wirksam entgegenzutreten zu können. Solchen Hoffnungen wie den persönlichen Aussichten Vocks bereitete aber der Sturz Napoleons, der auch die Abreise Talleyrands zur Folge hatte, ein unerwartetes Ende.

Die Zeit der Stellenlosigkeit nutzte Vock, indem er in Hofwil zu Anfang des Jahres 1814 während drei Monaten Fellenbergs Institute kennenlernte, wobei er selbst mit Zöglingen griechische und lateinische Autoren las. Er fand in den dortigen Einrichtungen «viel Treffliches und Eigentümliches» und schrieb daraufhin eine *Darstellung des Geistes und Wesens der gelehrten Schule für höhere Stände in Hofwil*, die wohl nie gedruckt worden und als verloren zu betrachten ist. In Hofwil zu bleiben, gedachte Vock nicht. Er erkundigte sich bei Wessenberg, ob er ihm eine passende Anstellung wisse. Da ergab sich schon im Frühjahr 1814 für ihn die Möglichkeit, in seinem Heimatkanton eine dauernde Wirkungsstätte zu finden. In Aarau war Pfarrer GEORG VIKTOR KELLER, ein extremer Aufklärungstheologe und entschiedener Anhänger Wessenbergs, zum Stiftsdekan von Zurzach befördert worden und dadurch die katho-

liche Pfarrei freigeworden. Vock bewarb sich um die Stelle und wurde am 9. Mai gewählt. Siebzehn seiner kräftigsten Mannesjahre sollte er im Dienste der Aarauer Katholiken und zugleich des Kantons verbringen. Die Pfarrgemeinde, die er zu betreuen hatte, war damals wohl die kleinste des Aargaus. 1803 in der bisher rein protestantischen Stadt vom Staate selbst namentlich für die katholischen Behördemitglieder und Staatsbeamten und ihre Familien gegründet, umfaßte die Pfarrei in den ersten Jahrzehnten außer jenen wohl fast nur Dienstboten und Handwerksge- sellen. Sie war starkem Wechsel unterworfen, und ihre soziale Unein- heitlichkeit mag ihrem Seelsorger ähnliche Aufgaben und Probleme ge- stellt haben wie jene von Bern, mit der sie zu den ersten katholischen Diasporapfarreien unseres Landes gehört. Sie dürfte, als Vock das Pfarr- amt übernahm, bei einer städtischen Gesamtbevölkerung von etwas über 3000 nicht viel mehr als 200 Seelen gezählt haben. Vock ließ es sich angelegen sein, den Gottesdienst, für den der kleinen Gemeinde der Chor der reformierten Stadtkirche zur Verfügung stand, feierlich und erhebend zu gestalten. Der theologischen Schule, aus der er kam, entsprach es auch, daß er innerhalb des Gottesdienstes der Predigt eine besonders große Bedeutung beimaß. Er war ein begabter, gerne gehörter Prediger. «Er predigte kräftig, mit großer Leichtigkeit, in etwas raschem, aber deutlichem Vortrag, ohne gesuchtes Pathos und ohne Wortschwall, sondern natürlich, warm und gedankenreich, erbauend und meist er- greifend», sagte Professor RAUCHENSTEIN, sein reformierter Freund, von ihm. Nicht selten waren nämlich auch Protestanten unter seinen Zuhörern; denn, als Geistesverwandter Wessenbergs, scheint er in den Predigten weniger die spezifisch katholischen Dogmen als vielmehr die allgemein christlichen Wahrheiten behandelt zu haben. Ein gutes Ver- hältnis zwischen den Konfessionen war überhaupt stets sein Anliegen.

Sicherlich hat die Arbeit in der Seelsorge die Woche hindurch Vock nicht sehr stark beansprucht. Es blieb ihm noch Zeit für seine Fort- bildung, für die Wissenschaft und namentlich für ein über den Rahmen seiner Pfarrei weit hinausgehendes Wirken im Dienste der Öffentlichkeit, zum Wohle seines so geliebten Heimatkantons. In allen Ämtern, kirch- lichen wie staatlichen, die er im Laufe seines Lebens bekleidete, hat er tatkräftig mitgearbeitet. Er scheute sich nicht, seine Meinung überall, ob gelegen oder ungelegen, offen auszusprechen und sich für das, was ihm gut schien, auch mit Nachdruck einzusetzen. Nach seinem Eintritt in das Landkapitel Mellingen, dessen Dekan er 1826 wurde, versuchte

er, wiederum im Sinne Wessenbergs, eine kantonale Pastoralgesellschaft zusammenzubringen, um die Geistlichen zur stetigen Weiterbildung anzuregen. Bedeutende Verdienste hat sich Vock allgemein um die Entwicklung des aargauischen Schulwesens, das ihm besonders am Herzen lag, erworben. Noch im Jahre seines Amtsantrittes als Pfarrer von Aarau ist er von der Regierung in den kantonalen Schulrat und in die Kantonschuldirektion berufen worden. Seine Inspektionen der Primar- und Sekundarschulen, über die er jeweilen umsichtig und mit Sachkenntnis Bericht erstattete, zeigten ihm die Notwendigkeit einer besseren Lehrerbildung. Daß dann der Aargau 1822 als erster Kanton ein ständiges Lehrerseminar eröffnen konnte, verdankte man hauptsächlich den unablässigen Bemühungen Vocks. Auf seinen Vorschlag wurde PHILIPP NABHOLZ, Priester liberaler Richtung wie er, zum ersten Direktor des Lehrerseminars berufen. Vock hatte schon 1817 bei der Reorganisation der Kantonsschule maßgebend mitgewirkt. Er selbst gab, außer dem Religionsunterricht, gelegentlich an der Kantonsschule stellvertretungsweise Unterricht in Latein und Griechisch. Verschiedene nachmals bekannte Männer, so Ernst Münch, Anton Sebastian Federer, Eutyck Kopp, sind durch ihn zu Lehrerstellen im Aargau gekommen. Auch in dem 1819 in Aarau gegründeten Bürgerlichen Lehrverein machte er wenigstens anfänglich mit, indem er Abendvorträge über Schweizergeschichte hielt. Regen Anteil nahm er sodann, als Mitglied der Bibliothekskommission, am Ausbau der Kantonsbibliothek. Zu deren erstem Vorsteher, dem Luzerner JOSEF ANTON BALTHASAR, trat er in freundschaftliche Beziehungen. Die häufige Abwesenheit Balthasars von Aarau ließ einen wertvollen Briefwechsel mit Vock entstehen. Es wäre verwunderlich, wenn Vock nicht auch der Helvetischen Gesellschaft angehört hätte. Als diese 1826 in Langenthal unter dem Vorsitze des hochbetagten HEINRICH PESTALOZZI tagte, wurde er sogar für das folgende Jahr zum Präsidenten erkoren. Die Jahresversammlung 1827 fand am 16. Mai in Schinznach statt. Vock fiel die Aufgabe zu, in seiner Präsidialrede des wenige Wochen vorher verstorbenen Pestalozzi, zu dem er selbst in persönlichen Beziehungen gestanden, zu gedenken. In einem sympathischen Nachruf würdigte er Bedeutung und Seelengröße des Verewigten, ohne die von diesem selbst erkannten und bekannten Unzulänglichkeiten zu übersehen. Damit verband er einen Überblick über die bisherige Geschichte der Helvetischen Gesellschaft, dabei Vergleiche ziehend zwischen ihren innern und äußern Schwierigkeiten und ihren Verdien-

sten und dem Leben Pestalozzis. Schon im folgenden Jahre begann der politische Radikalismus sich in der Gesellschaft stärker zu regen. Das war für Vock der Anlaß, seinen Austritt zu geben.

Die wissenschaftliche Arbeit und die Publizistik ließ er, der übrigens gewandt und in gepflegtem Stil zu schreiben verstand, in dieser Zeit nicht ruhen. Schon 1816 versuchte er zusammen mit TROXLER und ZSCHOKKE im «Schweizerischen Museum» eine hochstehende, hauptsächlich historisch-politische Zeitschrift zu schaffen. Er selbst steuerte anonym zwei größere Aufsätze bei: *Der Kampf zwischen Papsttum und Katholizismus im 15. Jahrhundert* und *Zur Geschichte des schweizerischen Nationalbistums*, während er seinen Freund Wessenberg, ebenfalls ohne Namensnennung, darin *Über den jetzt vorherrschenden Geist in Religions- und Kirchensachen im katholischen Deutschland* zu Worte kommen ließ. Im ersten Aufsatz hat Vock, mit starker Voreingenommenheit für die Konzilsbewegung des 15. Jahrhunderts, vom Verhalten Roms dieser gegenüber ein einseitig negatives Bild entworfen. Der andere Aufsatz gibt eine sachlich gehaltene, wohldokumentierte Darstellung der Geschichte der Lostrennung unseres Landes vom Bistum Konstanz und der ersten Verhandlungen über die Reorganisation der schweizerischen Bistumsverhältnisse von 1813 bis Anfang 1816. Der Jahrgang 1816 des «Schweizerischen Museums» blieb der einzige, der erschien. Sieben Jahre später erstand die Zeitschrift in ähnlicher Form neu als «Helvetia, Denkwürdigkeiten für die XXII Freistaaten der schweizerischen Eidgenossenschaft». Als Herausgeber zeichnete nun Bibliothekar JOSEF ANTON BALTHASAR. Aber zeitweilig lag die Redaktion der «Helvetia», die es bis 1833 auf acht Bände brachte, ganz in den Händen Vocks. Er selbst veröffentlichte 1830, im 6. Band, seine Arbeit *Der große Volksaufstand in der Schweiz oder der sogenannte Bauernkrieg im Jahre 1653*. Sie ist 1831 und 1837 in zweiter und dritter Auflage als selbständiges Buch von rund 550 Seiten nochmals herausgebracht worden. Auf Grund der reichen, ihm damals zugänglichen Quellen hat Vock die erste unparteiische Darstellung des Bauernkrieges geschaffen. Sie zeugt von seinen bemerkenswerten historiographischen Fähigkeiten und ist bis heute noch nicht durch eine ähnlich umfassende Arbeit ersetzt worden.

Daß er gerade den Bauernkrieg zum Gegenstande von Forschungen, die sicherlich über Jahre sich erstreckten, gewählt hat, ist bezeichnend für seine republikanische Gesinnung wie für sein Interesse an der Politik. Die Aufgeschlossenheit für politische Fragen war überhaupt ein Cha-

rakteristikum Vocks. Bereits in seinen ersten Aarauer Jahren war er gelegentlich Mitarbeiter der angesehenen, 1821 eingegangenen «Aarauer Zeitung». Einige Jahre später schritt er gar selbst zur Gründung einer Zeitung; denn er ist als der eigentliche Initiant der von 1828–1858 erscheinenden «Aargauer Zeitung» (1831–1847 «Neue Aargauer Zeitung») zu betrachten, schrieb er doch 1833 an Rauchenstein, «die Anmaßung, mit welcher der Schweizerbote . . . sich als aargauische Volksstimme im ganzen Vaterlande gebehretete», habe ihn zur Gründung der «Aargauer Zeitung» getrieben. Während zwei Jahrzehnten vertrat dieses Blatt in Opposition gegen den zu Ende der zwanziger Jahre immer mehr hervortretenden und dann 1831 zur Herrschaft gekommenen Radikalismus eine gemäßigt konservative Mittelrichtung. Sowohl Reformierte wie Katholiken bekannten sich zu ihr. Vock selbst besorgte im ersten Jahre die Redaktion; später tat es jahrelang ABRAHAM EMANUEL FRÖHLICH, während Vock und sein Freund Rauchenstein die tätigsten Mitarbeiter waren. Obgleich auch die strengkirchliche, «ultramontane» Richtung im Katholizismus ablehnend, blieb Vock zeitlebens ein äußerst scharfer Gegner des Radikalismus. Er verharrte auf dem Standpunkt des politischen Altliberalismus der Zeit vor 1830. Wohl keinem aargauischen Politiker brachte er, und zwar bis zu dessen Tode (1840), eine so unbedingte Hochachtung entgegen wie dem führenden Manne der Restaurationszeit, Bürgermeister JOHANNES HERZOG VON EFFINGEN.

Frühere Freundschaften oder sonst gute Beziehungen Vocks wandelten sich in das Gegenteil, wenn die betreffenden Persönlichkeiten vorübergehend oder für immer sich dem Radikalismus zuwandten. So erging es dem Arzt und Philosophen I. P. V. TROXLER, dem liberalen Geistlichen J. A. FEDERER und namentlich HEINRICH ZSCHOKKE. Das freundliche Verhältnis zum Historiker EUTYCH KOPP hat, wie es scheint, besonders wegen wissenschaftlicher Differenzen eine Störung erfahren. Der in die Solothurner Studienzeit zurückreichenden Freundschaft mit ROBERT GLUTZ-BLOTZHEIM, dem ersten Fortsetzer von Johannes von Müllers Schweizergeschichte, hat schon 1818 der frühe Tod des hochbegabten Geschichtsforschers ein Ende gesetzt. Als bedeutsam, weil wohl für beide Teile geistig fruchtbar, darf die Freundschaft angesehen werden, die Vock mit dem berühmten Publizisten JOSEF GÖRRES schloß, als dieser, 1820/21, mehrere Monate lang als politischer Flüchtling mit seiner Familie in Aarau weilte. Die spätere kirchliche Entwicklung von Görres dürfte in der Folge auf das gegenseitige Verhältnis abkühlend gewirkt

haben. Zwei Freunde vor allem sind Vock bis an sein Lebensende geliebt: Wessenberg und Rauchenstein. Beide werden uns nochmals begegnen.

Eine Tätigkeit Vocks, vielleicht die wichtigste, wurde bis jetzt noch kaum berührt, nämlich sein Wirken auf dem Felde der Kirchenpolitik. Seine kirchenpolitischen Anschauungen hat er, selbst in der Anonymität bleibend, erstmals in jenen beiden Aufsätzen im «Schweizerischen Museum» von 1816 öffentlich ausgesprochen. Dann finden wir sie insbesondere deutlich bezeugt in vielen der über vierhundert von ihm erhaltenen Briefe an Freunde und Bekannte. Was er wünschte, war eine vom Papsttum möglichst unbehelligte, freie Entwicklung nationaler Kirchen. Dem Wirken Roms und seiner Nuntien begegnete er mit stärkstem Mißtrauen, stets bereit, dahinter nur Eigennutz und Herrschsucht zu sehen. Dem Papst sollte nur ein Ehrevorrang zustehen. So sehr er die Stellung des einzelnen Bischofs gegenüber Rom gehoben wissen wollte, war er doch andererseits dafür, daß derselbe von einem aus geistig und religiös hochstehenden Männern gebildeten Domkapitel umgeben sei, dem nicht nur die Bischofswahl, sondern auch ein Mitspracherecht bei der Leitung des Bistums zukommen solle. Ebenfalls der anzustrebenden Demokratisierung der Kirche sollte die regelmäßige und häufigere Abhaltung von Diözesansynoden dienen. Den Staat wünschte er sich in starker landesherrlicher Stellung gegenüber der Kirche. Die von JOSEF ANTON FELIX BALTHASAR 1768 in seiner Schrift *De Helvetiorum juribus circa sacra* geäußerten Ansichten bejahte er durchaus. Ja, als junger Aarauer Pfarrer dachte er daran, einmal die Geschichte der «harten Schicksale und Leiden» dieses 1769 vom Papst auf den Index der verbotenen Schriften gesetzten «arglosen Büchleins» zu schreiben. Neu war natürlich kaum eine dieser kirchenpolitischen Ideen. Wir begegnen ihnen schon bei Wessenberg und dessen geistigen Vorfahren, im Gallikanismus, Febronianismus, Josefinismus. Vock hat es als seine große Aufgabe erachtet, für diese Ideen zu werben, wo nur immer er konnte, vor allem bei den politisch maßgebenden Männern seines Heimatkantons.

Ohne Zweifel hat er zu jenen gehört, welche die Abtrennung der Schweiz vom Bistum Konstanz aufs tiefste bedauert haben. Als dann 1816 die verschiedenen Bistumsprojekte ans Licht zu treten und einander den Rang abzulaufen begannen, da legte auch der Aargau einen Entwurf vor. Er dürfte im wesentlichen von Vock stammen. Es schwebte dabei der Plan der Gründung eines wenigstens alle schweizerischen Ge-

biete der bisherigen Bistümer Basel und Konstanz, also den größten Teil der deutschen Schweiz umfassenden nationalen Bistums Windisch oder Basel vor. Die Wahl des Bischofs war den Domherren, deren Wahl aber den betreffenden Kantonsregierungen zugedacht. Es war auch die spätere Eingliederung in ein deutsches Erzbistum ins Auge gefaßt. Ernsthafte Aussicht, von Rom gutgeheißen zu werden, hatte dieses Projekt nicht. Mannigfaltige Verhandlungen wurden in den nächsten Jahren zwischen den an einer Neuregelung der Bistumsverhältnisse interessierten Kantonen und auch mit der römischen Kurie geführt, doch zunächst ohne positives Ergebnis. Vock hatte darum die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß vielleicht doch noch die Errichtung eines großen Nationalbistums oder gar ein Wiederanschluß an Konstanz möglich sei. Daß nun 1819 im Aargau, in Parallele zu dem seit der Kantonsgründung bestehenden reformierten Kirchenrat, ein katholischer Kirchenrat geschaffen und Vock sogleich zu dessen Mitglied und Aktuar gewählt wurde, war diesem nicht zuletzt deshalb willkommen, weil er damit die Möglichkeit erhielt, seine Auffassungen, statt nur auf dem Wege persönlicher Beziehungen, in amtlicher Stellung zur Geltung zu bringen. Das war um so wichtiger, als die Bistumsverhandlungen gerade 1820 in das entscheidende Stadium traten. Vock war bis 1831 der geistig führende Kopf des Kirchenrates. Er hat die Haltung der Regierung in der Bistumsfrage weitgehend in seinem Sinne beeinflußt und dadurch die Verhandlungen mit der Nuntiatur natürlich nicht erleichtert. In zahlreichen kirchenrätlichen Berichten und Gutachten an die Regierung hat er sich zu den schwebenden Fragen geäußert. Der am härtesten und längsten umstrittene Punkt blieb die Wahlart der aargauischen Domherren, da die Kurie das Wahlrecht für dieselben einem paritätischen Staatswesen wie dem Aargau nicht zugestehen wollte. Entgegen Vocks Ansichten nahm schließlich die Regierung doch die von der Kurie vorgeschlagene Lösung an. Dem so bereinigten Konkordat versagte zwar am 14. Februar 1828 der aargauische Große Rat die Ratifikation. Das Konkordat mit dem Heiligen Stuhl wurde daher zunächst von den Ständen Bern, Solothurn, Luzern und Zug allein abgeschlossen. Aber am 5. Juni 1829 gab auch der Große Rat des Aargaus, nach nochmaliger Verhandlung mit der Nuntiatur, seine Zustimmung zum Anschluß an das neue Bistum Basel.

Das Endergebnis konnte Vock wenig befriedigen. In keinem der ihm wichtig erscheinenden Punkte war seine Auffassung durchgedrungen.

Vor allem war das Recht, die drei aargauischen Domherren zu wählen, dem Bischof zugesprochen, der Regierung hingegen bloß zugestanden worden, bei den Ersatzwahlen jeweilen auf der vom Domkapitel aufgestellten Sechserliste höchsten drei ihr minder genehme Kandidaten streichen zu dürfen. Die erstmalige Besetzung der Domherrenstellen hatte das Konkordat zudem dem Papste überlassen. Als Kandidat für das Amt des residierenden Domherrn stand Vock im Vordergrund. Angesichts seiner bisherigen Haltung waren die Bedenken der Nuntiaturs, ihn in Rom zur Wahl zu empfehlen, begreiflich. Es war hauptsächlich Bürgermeister Herzog, der sich beim Nuntius aufs wärmste für ihn verwendete. Im Laufe des August 1830 erhielt Vock die Nachricht, daß ihn Papst Pius VIII. zum ersten Residentialkanonikus des Standes Aargau in Solothurn ernannt habe. Am 29. Februar 1832 wurde er dann durch Papst Gregor XVI. zum Domdekan erhoben.

Sicherlich hat Vock seine Wahl in das neue Domkapitel gewünscht. Er hegte die Hoffnung, in Solothurn, wohin er im Frühjahr 1831 übersiedelte, einer der hauptsächlichsten Mitarbeiter des neugewählten Bischofs JOSEF ANTON SALZMANN zu werden und so an einflußreicher Stelle zum Wohle des Bistums wirken zu können. Noch stand er ja, mit sechsundvierzig Jahren, im kraftvollsten Mannesalter. Es muß seine bitterste Lebensenttäuschung geworden sein, daß jene Hoffnung sich nicht erfüllte. Nach ersten Anfängen vertrauensvoller Zusammenarbeit zwischen Bischof und Domdekan scheint schon bald zunehmende Entfremdung zwischen beiden Männern eingetreten zu sein. Die kirchliche Richtung Vocks dürfte daran nicht schuldlos gewesen sein. Sein völlig anders gearteter Charakter mag es dem mehr passiv veranlagten, manchmal allzu nachgiebigen Bischof schwer gemacht haben, sich mit ihm über schwebende Fragen auszusprechen. Besonders schmerzlich empfand es Vock, daß ihn der Bischof selbst in aargauischen Angelegenheiten selten zu Rate zog. Das Verhängnis wollte es überdies, daß die 1835 von Vock redigierten Statuten des Domkapitels zu scharfen Auseinandersetzungen namentlich zwischen ihm und den solothurnischen Domherren führten. In umfangreichen gedruckten Abhandlungen stritten die beiden Parteien miteinander. Vock verteidigte seinen Standpunkt mit großer Gelehrsamkeit, aber auch mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit in den zwei Schriften: *Kirchenrechtliche Erläuterungen über die Statuten des Domkapitels von Basel* (1837) und *Gegen die Unwahrheiten des 2. Memorandums* (1842). Fünf Jahre darauf ließ er anonym noch die *Urkunden*

zur *Geschichte des reorganisierten Bisthums Basel* folgen, ebenfalls im Sinne einer Rechtfertigung seiner Auffassungen über Domkapitel und Bistumsverwaltung. Der Statutenstreit wurde endlich 1855 durch Rom gegen Vock entschieden, ohne daß er, wie es scheint, davon vor seinem Tod noch Kenntnis erhielt.

So lebte Vock in Solothurn in einer gewissen Isolierung. Wissenschaftliche Arbeiten hat er in diesem letzten Vierteljahrhundert seines Lebens offenbar keine mehr veröffentlicht, obwohl er sich noch ausgedehnten philologischen Studien hingab, hauptsächlich auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen und selbst des Sanskrit. Größere Arbeiten, so über die Metrik der Hebräer und über Sprache und Abstammung der Helvetier aus Indien, gediehen bis nahe an die Druckreife. Die Manuskripte dürften verloren sein. Rauchenstein, der erfahrene Philologe, stand den Ergebnissen der Sprachenvergleichung seines Freundes Vock, wohl mit Recht, mit einiger Skepsis gegenüber.

Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit hat Vock auch von Solothurn aus bis an sein Ende am politischen Leben vorzüglich des Aargaus wirklich inneren Anteil genommen. Sein Freund Rauchenstein war der hochgeschätzte Mittler zwischen ihm und seinem Heimatkanton; er unterrichtete ihn fortwährend über das dort zeitweilig so ungeheuer bewegte politische Geschehen. Mündlich und in Briefen sprachen sich die beiden Freunde über alles aus, was ihr gemeinsames engeres und weiteres Vaterland anging. Der Briefwechsel ist eine überaus ergiebige Quelle zur Erkenntnis der politischen Geschichte des Aargaus im ersten Vierteljahrhundert seit dem Umschwung von 1831. Vock nahm auch in ungezählten Artikeln, die meist durch Rauchensteins diskrete Vermittlung in die Spalten der «Neuen Aargauer Zeitung» gelangten, zu den schwebenden Fragen Stellung. Aus seinen Briefen und Artikeln spricht ein gescheiter, vielseitig gebildeter, ungemein temperamentvoller und unabhängiger Mann zu uns, der gegen die politischen Extreme zur Linken und zur Rechten, gegen Radikalismus wie Ultramontanismus ankämpfte und aus republikanischem Verantwortungsbewußtsein heraus und in tiefer Besorgnis um das Schicksal seiner Heimat mutig für das einstand, was ihm als richtig und als anständig erschien. Vock liebte es, von den Männern der extremen Parteien mit Sarkasmus zu sprechen, etwa von Karl Ludwig von Haller oder Friedrich Hurter, von Heinrich Zschokke oder Augustin Keller, dem Neffen seiner eigenen Schwester Maria Anna Keller-Vock, und manchen andern. Gewiß hat ihn seine Leidenschaft-

lichkeit nicht selten dazu verleitet, Mängel des Gegners zu übertreiben und ungerecht zu werden. An der Ehrlichkeit seines Charakters können wir nicht zweifeln. Seine Offenheit ließ ihn auch, bei aller Gewandtheit im Auftreten, diplomatische Schleichwege verabscheuen. Die Entschiedenheit, mit der er kirchliche Interessen verteidigen konnte, trug ihm schon in Aarau den Übernamen «kleiner Hildebrand» ein. Zu diesem Charakterbild paßt, was uns Porträts und Beschreibungen über sein Äußeres überliefern: «Seiner ziemlichen Leibesgröße entsprachen die kräftigen Glieder, und schon sein volles, keckes, aber doch ausdrucksvolles Gesicht, seine hohe und breite Stirne, sein schwarzes, feuriges Auge, das unter einem starkgelockten, kohlschwarzen Haupthaare hervorblitzte, seine volle Stimme, die aus einer breiten, gewölbten, altschweizerischen Brust hervortönte, verrieten . . . den Mann von entschiedenem, festen Charakter.»

Vock konnte sehr selbstbewußt auftreten, auch, wie schon gesagt, unnachgiebig für das kämpfen, was er als Recht ansah. Aber sicherlich barg er, wie ein Nachruf schrieb, «unter einer rauhen Außenseite und unter einem etwas schroffen Wesen ein kindlich Herz voll Liebe». Das beweisen seine Freundschaftsbriefe, aber auch die ständige Sorge für seine Familienangehörigen. Seinen Neffen Alois Vock nahm er sechsjährig zu sich, zog ihn auf, und ließ ihn Theologie studieren. Es wird ihm, der übrigens ein beträchtliches Vermögen hinterließ, auch eine offene Hand für die Bedürftigen nachgerühmt.

Der von Zeitgenossen gegen Vock etwa erhobene Verdacht bewußter Abweichungen von der Lehre der Kirche war gewiß nicht berechtigt. Zwar finden sich in Briefen der Frühzeit gelegentlich Äußerungen, die vermuten lassen, er sei einmal für ein gänzlich romfreies Nationalbistum eingetreten. In späteren Jahren muß er jedoch auch in diesem Punkte wieder kirchlich korrekter gedacht haben. Als sein schon erwähnter Aufsatz über den *Kampf zwischen Papsttum und Katholizismus* ganz ohne sein Wissen, aber nun mit Nennung seines Namens, 1832 von radikaler Seite neu gedruckt und dann im Jahre darauf von Rom indiziert wurde, gab er der Öffentlichkeit die Erklärung ab, daß er als «Katholik aus Überzeugung» alles, was er je geschrieben oder gesprochen, dem Urteil seiner kirchlichen Obern unterwerfe, daß er die päpstliche Verurteilung gewisser Sätze seiner Schrift selbst als berechtigt anerkenne. Soweit es aber damals einem treuen Sohne seiner Kirche erlaubt war, hat Vock jedenfalls bis zum Tode an den Ideen Wessenbergs im wesent-

lichen festgehalten, namentlich an der Ablehnung alles dessen, was er unter Ultramontanismus verstand, an der Überzeugung von der Notwendigkeit der Metropolitan- und Synodalverfassung, an einem gemäßigten Staatskirchentum, an der Abneigung gegen das Mönchtum und der ausgesprochenen Feindschaft wider die Jesuiten. Er stand darum dem Inhalt der Badener Artikel an sich sympathisch gegenüber, und 1841 scheint ihn das Schicksal der aargauischen Klöster nicht tiefer berührt zu haben. Dennoch war er zeitlebens einer der schärfsten und überlegensten Kritiker der Kirchenpolitik des Radikalismus, wie er im Aargau etwa im Wohlenschwiler Handel von 1832, dann gerade auch in der Badener Konferenz von 1834 und in der Klösteraufhebung zutage trat. Er urteilte nicht bloß aus seiner politischen Einstellung heraus so und nicht nur, weil er doch ein katholisch denkender Priester war, sondern auch als hervorragender Kenner des Kirchenrechtes. Er nahm dieses ernst und hatte ein scharfes Auge für alle Verstöße dagegen. Dabei beharrte er, seiner Richtung entsprechend, vor allem den «Römischen» gegenüber, mit einer gewissen Starrheit auf dem älteren Kirchenrecht. Immer wieder predigte er die Rückkehr zu demselben. Er sah wohl zu wenig, daß auch das Kirchenrecht sich lebendig fortentwickelt und daß die auf Zentralisierung der Kirche vom Papste her abzielende Bewegung, die im 19. Jahrhundert so gewaltig erstarkte, nicht einfach ein Abfall vom alten Kirchenrecht zu sein brauchte.

Alois Vock stand an der Schwelle des siebzigsten Lebensjahres, als der vielgeprüfte erste Oberhirte des neuen Bistums Basel, Bischof Salzmann, am 23. April 1854 starb. Aus der Wahl des Domkapitels ging am 4. August der Solothurner Domprediger Karl Arnold-Obrist als Nachfolger hervor, zur Enttäuschung mehrerer Diözesanstände, als deren bevorzugte Kandidaten die beiden liberalen Geistlichen Domdekan Vock und der Luzerner Stiftspropst Josef Burkard Leu auf der Liste standen. Arnold hatte zehn, Vock zwei und Leu eine Stimme erhalten. Vock selbst hat damals kaum ernstlich mit seiner Bischofswahl gerechnet. Von andern Gründen abgesehen, war er doch ein alter, nicht selten kränkelder Mann geworden. 1856 war zu seiner Freude der greise Wessenberg noch einmal bei ihm zu Besuch. Am 15. November 1857 erlag Vock zu Solothurn unerwartet einem Schlagfluß. In seiner Heimat Sarmenstorf wurde er am 19. November zu Grabe getragen. Seine umfangreiche Bibliothek ist durch Schenkung der Erben in die aargauische Kantonsbibliothek gelangt. Hier gibt sie heute noch Zeugnis von der Aufgeschlos-

senheit und der Vielseitigkeit der geistigen Interessen ihres einstigen Besitzers.

Hauptsächliche Quellen und Literatur

Akten des Regierungsrates, des katholischen Kirchenrates und des Kantonsschulrates, Staatsarchiv Aarau. – Akten betreffend Vock und das Domkapitel, Bischöfliches Archiv Solothurn. – Nachlaß Alois Vock, Kantonsbibliothek Aarau. – Briefe Vocks: 39 an I. H. v. Wessenberg, 1807–1857, z. T. Stadtarchiv Konstanz, z. T. Universitätsbibliothek Heidelberg; 56 an J. A. Balthasar, 1811–1831, Zentralbibliothek, Luzern; 23 an Eduard Pfyffer, 1820–1834, daselbst; 15 an J. Eutyck Kopp, 1829–1842, daselbst; 13 an Bürgermeister J. Herzog von Effingen, 1829–1840, Kantonsbibliothek Aarau; 248 an Rauchenstein, 1831–1857, sowie 87 von diesem an Vock, 1819–1857, daselbst. – R. RAUCHENSTEIN, *Zur Erinnerung an den Herrn Domdekan Alois Vock*. Programm der aargauischen Kantonsschule 1858; besonders aber: S. EGLOFF, *Domdekan Alois Vock 1785–1857*. Ein Beitrag zur aargauischen Kirchenpolitik während der Restaurations- und Regenerationszeit, I. Teil (1785–1830), Diss. Freiburg/Schweiz, Argovia, 55. Band (1943) S. 161–309 (S. 167 ff. Verzeichnis weiterer Quellen, der Schriften Vocks und der sonstigen älteren Literatur).

GEORG BONER

Sebastian Fahrländer

1768–1841

Der Weg dieses Breisgauers in den Kanton Aargau führte durch das österreichische Fricktal, als der Rhein hier noch nicht Landesgrenze war. Er wurde am 17. Januar 1768 zu Ettenheim geboren, besuchte die dortigen Schulen und wurde von einem geistlichen Onkel auf das Universitätsstudium vorbereitet. Dieses schloß er 1791 in Wien ab mit der Promotion zum Doktor der Philosophie und der Medizin. Als Stadtphysikus von Waldshut und Arzt des Waldvogteiamtes Hauenstein wurde er schon Nachbar seiner künftigen Heimat. Am 4. Januar 1797 vermählte er sich mit Maria Anna Hölzlin von Breisach. Im Jahre 1801 ist Fahrländer in Bern und erhält dort das Arztpatent.

Schon bei seiner Übersiedlung in die Schweiz scheint er sich die politische Laufbahn vorgezeichnet zu haben; denn sofort tritt er in Beziehung zu den führenden Staatsmännern der Schweiz und französischen Gesandten und Sonderkommissären. Sein Bruder Karl war der Wegbereiter und blieb in den kommenden Aufregungen sein treuester Mitarbeiter, ohne selber lauter hervorzutreten. Das Bürgerrecht von Münch-



ALOIS VOCK

1785-1857